

*Prof. Dr. Helmut Lukesch,
geb. 1946, Psychologe, Lehrstuhl für
Psychologie an der Universität Regens-
burg, Pädagogische Psychologie und
Medienpsychologie (seit 1978), zahlrei-
che Publikationen im Bereich der Medi-
enforschung, u. a. „Das Weltbild des
Fernsehens“ mit Untersuchungen der
Gewaltwirkungen des Fernsehens und
von Computerspielen.*



**„Heimat ist,
wo man verstanden wird.“**

*Der Regensburger Psychologe und Medienforscher
Professor Dr. Helmut Lukesch sieht in Globalisierung
und Identifikation mit Heimat keinen Widerspruch*

„**H**eimat, deine Sterne / Sie strahlen mir auch an fernem Ort
...“ Zwischen dem, was sich in dieser Durchhalte-Schnulze
der Nazi-Herrschaft im Zweiten Weltkrieg an ausgebeuteter Gefühls-
seligkeit manifestiert und dem Ort von Identität prägenden Sozialisa-
tionserlebnissen schwankt das Verständnis von Heimat durch Ge-
schichte und Gegenwart. Ideologischer und sehr stark auch kommer-
zieller Missbrauch durch heimattümelnde Nostalgie-Orgien einerseits
und konkrete Utopie von einem dem Menschen gemäßen Leben an-
dererseits: Heimat ist so oder so Schicksal, dem sich keiner entziehen
kann. Es sind jedoch sehr unterschiedliche, weil formbare Umstände,
unter denen Heimat wahrgenommen wird. Sie muss und kann gestal-
tet werden – gerade in Zeiten zunehmender Globalisierung.

Folgt man dem Fazit der letzten großen Shell-Jugendstudie, so bewegt sich der Wertehorizont der deutschen Jugend „zwischen pragmatischem Idealismus und robustem Materialismus“. Professor Dr. Helmut Lukesch, Lehrstuhlinhaber für Psychologie an der Universität Regensburg, einer der renommierten Forscher in Sachen Wirkung des Fernsehens – speziell der Gewaltdarstellung – auf das Weltbild junger Menschen, spricht lieber von „wechselnden Identitäten“ als von fixierten Heimatklischees: „Es wäre verkürzt, zu sagen, dass die Jugend nach dem Motto lebt, wo es mir gut geht, dort ist meine Heimat.“ Die Jugend blicke vielmehr „ziemlich realistisch auf die Welt und ihre Rolle darin“, wolle sich den Herausforderungen stellen und ihren Platz in der Gesellschaft finden.

Verlusterfahrungen, begleitet von den in Epochen sozialer Umbrüche unvermeidlichen Ängsten: Wie viel und welche Heimat wird zur Kompensierung benötigt? Lukesch ermuntert zu einem unverkrampften Umgang mit dem Phänomen Heimat: „Man kann gar nicht umhin, sich selbst über Zugehörigkeiten zu definieren. Man hat sie zu einer Region, einem Bundesland, zu Deutschland, zu Europa und natürlich zu den größeren und kleineren Gruppen, in denen man lebt. So entstehen Identitäten, die aber je nach Situation wechseln können. Sie werden im Bedarfsfall aktualisiert. Ein Regensburger wird sich in Hamburg seiner Identität als Bayer bewusst. Beim Zusammentreffen mit einem Passauer spielt die bayerische Identität überhaupt keine Rolle. Da bekommt plötzlich die unmittelbar lokale Zugehörigkeit Bedeutung. Identität ist also nichts, was man sein ganzes Leben unverändert mit sich herumschleppt. Es wechselt vielmehr von Fall zu Fall, was man als Heimat empfindet, mit der man sich in bestimmten Konstellationen auch identifiziert.“

Heimat manifestiere sich ja auch in ganz profanen Zugehörigkeiten, betont der Psychologe. „Heimat kann auch die Kneipenszene sein, in der ich mich bewege, der Sportverein, die Musik, über die ich mich definiere, die Volkstanzgruppe. Heimat ist einmal der Ort, die Umge-

bung, in der ich groß geworden bin, wo ich lebe, arbeite, meine Familie, meine Freunde habe. Zur Heimat gehört aber auch die Kultur – und nicht zuletzt die Sprache, die mir vertraut ist, mit der ich unkompliziert kommunizieren kann. Einiges von dem, was ich als Heimat verstehe, wird mich ein Leben lang begleiten. Anderes wird sich mit wechselnden Lebenssituationen verändern. Neue Identifikationsleistungen werden von mir immer wieder verlangt.“

Schuldgefühle contra Identitätsfindung

Heimat als gefühlsträchtiges Orientierungsmuster: Der Nationalsozialismus hat es benutzt, um dem Volk große Opfer, bis hin zum eigenen Leben, abzufordern – angeblich alles für das Vaterland. Es ist nach dem Trauma des Zusammenbruchs 1945 nur zu verständlich, dass der missbrauchte Heimatbegriff nicht allzu hoch im Kurs stand – sieht man einmal von Heimatfilmen, Heimatvereinen mit Trachten, Blasmusik und Heimdichtung ab. Lukesch: „Deutschland steckt in einer problematischen Situation. Die jungen Leute hören tagtäglich von der Politik, vor allem in den Medien, dass Deutschland in Sack und Asche zu gehen habe und wegen seiner ja wirklich schlimmen Vergangenheit in Schuldgefühlen verharren müsse. Es ist aber längst die Zeit gekommen, in der dieser einstmalig sicher verständliche Reflex ausgereizt ist. Für die Jugend ist eine unmittelbare Verbindung zum Zweiten Weltkrieg nicht mehr vorhanden. Die Sechzehn- bis Sechszwanzigjährigen haben in dieser Zeit noch nicht gelebt. Und auch die Großeltern, die vielleicht ins NS-Unrecht verstrickt waren oder selbst darunter gelitten haben, sind schon tot. Die Schuldigen sind nicht mehr unter uns. Die nachkommenden Generationen sind nicht schuldig, auch wenn sie Verantwortung für das Erbe übernehmen müssen. Ein falsches Schuldgefühl in Bezug auf nationale Identität ist für jede Gesellschaft höchst problematisch. Es ist nur selbstverständlich, dass man auf seine Heimat, auf sein Volk und auf dessen Leistungen stolz sein will. Es ist wichtig, sich ohne Schuldgefühle mit seiner Herkunft, mit dem Land, in dem man lebt, und mit dessen Schöpfungen identifizie-

ren zu können. Wenn man sich als Deutscher zu erkennen gibt, will man auf jeden Fall, dass in dieser einen von mehreren Identitäten, die man im Lauf seines Lebens annimmt, etwas Positives mitschwingt. Man gerät sofort mit seinem Persönlichkeitsbild in Widerspruch, wenn bei dieser Verortung vorwiegend negative Konnotationen im Vordergrund stehen. Das hält gerade die Jugend nicht aus.“ Andere Völker, die den Kulturbruch des Nazi-Terrors nicht zu verantworten hatten, tun sich da leichter. Sie können mit Begriffen wie Nation und Heimat wesentlich unbefangener umgehen, unterstreicht Lukesch.

Doch Vorsicht vor allen allzu sorglos öffentlich zur Schau gestellten Zugehörigkeitsritualen. Sie können Ausdruck von unsensiblem Chauvinismus sein. Dem Psychologen Lukesch sind die nationalistischen Rituale, wie sie in den USA zum Pflichtprogramm in den Schulen gehören, höchst suspekt: „Wie dort Nationalgefühl zelebriert wird, empfinden wir als übertrieben. Wenn man genauer hinsieht, bemerkt man, wie unecht derlei Nationalitätsbekundungen sind. Denn wenn es wirklich ernst wird, ist dieses ritualisierte Nationalbewusstsein nur ein dünner Firnis, unter dem die tatsächlich herrschenden Strukturen zum Vorschein kommen. Und diese sind alles andere als solidarisch und fair. Der bloße Drill, das blinde Einüben von Ritualen wird kein stabiles Heimatbewusstsein aufbauen können. Das um vieles härtere tägliche Leben in Amerika führt der Jugend krassen Egoismus und die Gesetzmäßigkeiten des Kapitalismus' vor. Diese Erfahrungen prägen mehr als das Predigen von Werten. Was außerdem bei allzu übertriebenen nationalen Ritualen passiert, ist zumindest implizit die Abwertung anderer Nationen.“

Lukesch beurteilt Deutschland als einigermaßen immunisiert gegen falsche und überzogene nationale Rituale: „Die Hypothek der nationalsozialistischen Vergangenheit lässt es noch immer nicht zu, dass wir unsere Nation hemmungslos feiern, dass wir uns auf ein uniformes Verhalten verständigen können. Schon die ziemlich harmlose Frage, ob die Kinder bei uns Schuluniformen tragen sollen, spaltet die Nation. In Frankreich ist beispielsweise eine Schuluniform etwas völ-

lig Selbstverständliches. Bei uns dominiert eine große Skepsis gegen alle Uniformität.“

„Ein gesundes Nationalbewusstsein“, so der Wissenschaftler, „speist sich vielmehr aus der Kultur, die ein Volk entwickelt hat. Ein kulturelles Selbstbewusstsein lässt es zu, neben den positiven Seiten meiner Nation auch die negativen zu sehen, sie in mein Selbstbild aufzunehmen und nicht zu verdrängen.“ Der Kulturbegriff müsse dabei freilich weit gespannt sein. Literatur, Kunst und Musik seien nun einmal nicht jedermanns Sache. Gleichfalls könne der Sport ein weites Feld der lokalen und nationalen Identifikation sein. „Sich dafür zu interessieren und darüber zu freuen, in welcher Sportart die Athleten meines Landes einen der ersten Plätze belegt haben, das ist noch lange kein Nationalismus. Auch hier gehört natürlich eine kritische Haltung gegenüber den eigenen Leistungen dazu. Bei all dem dürfen wir nie aus dem Blick verlieren, dass die Menschen sehr unterschiedlich ansprechbar und interessiert sind. Ihnen ein politisch korrektes Heimatbewusstsein, ein genormtes Bekenntnis zur eigenen Nation abzuverlangen, das wäre ebenso verkehrt, wie diese unterschiedlichen Identifikationsversuche lächerlich zu machen oder gar zu verbieten. Die Leute, speziell die jungen, wollen sich identifizieren, wollen irgendwo dazugehören. Wer das negiert, mutet ihnen einen Bruch zu, der individuell, aber auch gesellschaftlich zu unkontrollierbaren Spannungen führen kann.“

Die Leistungen der anderen

Heimat- und Gruppenidentifikation sind nicht per se altruistisch. Sie schließen erst einmal die anderen aus. Jede Identifikation unterscheidet zwischen denen, die dazu gehören, und den Fremden. Lukesch fordert auf, sich zu diesem Grundtatbestand zu bekennen, ihn nicht in Abrede zu stellen: „Wenn ich mich mit meiner Heimat, meinem Volk identifiziere und auf seine Leistungen stolz bin, dann kann ich gar nicht anders – ich werde vergleichen. Das ist ein spontaner Reflex.“

Die große kulturelle Leistung, die uns jetzt, da sich die Welt immer mehr als *global village* versteht, abverlangt wird, ist, nicht nur das Trennende zu sehen. Der unvermeidliche Vergleich muss etwas Spielerisches haben, darf nicht bierernst werden und umschlagen in Größenphantasien, die nichts Gleichwertiges neben sich dulden. Die Qualität der anderen darf nicht automatisch abgewertet werden. Fremde Identitäten müssen als gleichrangig anerkannt werden. Andere Völker, andere Gemeinschaften haben andere Qualitäten. Wir alle brauchen also die Fähigkeit, den eigenen Wert zu schätzen und parallel dazu den der anderen anzuerkennen.“

Fit zu sein für die weite Welt, aber gleichfalls die Identität einer gefestigten Persönlichkeit aus Heimatverbundenheit zu beziehen – geht das überhaupt? Problemlos sicher nicht, jedoch ist es mit entsprechenden zivilisatorischen Anstrengungen durchaus möglich. Lukesch: „Ein regionales, ein nationales Zugehörigkeitsgefühl schließt nicht aus, dass man weltläufig ist, dass man sich global bewegen kann. Auch hier hilft uns unsere Fähigkeit, situationsbedingt unterschiedliche Identitäten zu entwickeln. Ich kann mich europäisch fühlen und gleichzeitig ein lokales Heimatbewusstsein haben.“

Vorbehalte äußert Helmut Lukesch aber gegenüber den naiven Globalisierungsforderungen der Wirtschaft an die jungen Menschen: „Was die Wirtschaft an grenzüberschreitender Mobilität fordert, passt natürlich nicht mit einem stabilen Heimatbezug zusammen. Eine solche Beweglichkeit setzt ja geradezu Heimatlosigkeit voraus. Ihr Ideal ist der Single, der aus dem Koffer lebt, der höchstens *One-Night-Stands* hat und schon am nächsten Morgen in ein anderes Land versetzt werden kann. Leute mit Familie, mit einem Haus, einem Freundeskreis, der ihnen etwas bedeutet, mit stabilen sozialen Bezügen, die stören eher in diesem Schema der Bindungslosigkeit. Im Grunde ist Heimatverbundenheit – entgegen anderslautender Beteuerungen – gar nicht erwünscht. Man kriert in der Wirtschaft einen sozusagen autistischen Typus, der sich nur über sich selbst definieren soll. Das kann nicht gehen.“

Falsche und echte Vorbilder

Die Wirtschaft mutet den Menschen immer mehr zu. Doch deren Führung geht nur selten mit gutem Beispiel voran. Der Wissenschaftler verweist auf die empirische Eliteforschung: „Wir wissen ziemlich genau, dass die Leute, die jetzt in der Wirtschaft in den oberen Etagen sind, genau diese immer so lautstark geforderte Flexibilität nicht besitzen. Die Karrieremacher haben sich kaum aus der Firma bewegt, geschweige denn, dass sie großartig Auslandserfahrungen gesammelt haben. Man muss sich doch bloß das fürchterliche Englisch anhören, das so mancher Vorstand eines international agierenden Unternehmens in die Mikrophone der Reporter spricht. Hier haben wir genau das Exempel für die Diskrepanz zwischen den Forderungen an die Jugend und dem eigenen Verhalten. Man lebt dem Nachwuchs nicht vor, was man ihm ständig predigt. Das aktuelle Handeln stimmt mit der Propagierung von Wertvorstellungen nicht überein.“

Dass junge Leute auf solche Forderungen sehr pragmatisch reagieren, interpretiert Helmut Lukesch als ein Zeichen, das zur Hoffnung Anlass gibt: „Sieht man einmal von einigen Problemgruppen ab, so ist die Jugend heute durch einseitige Welterklärungen wohl nicht mehr so leicht verführbar. Sie durchschaut das Spiel sehr schnell und weiß, dass gerade die Leute in Führungspositionen, die hohe Werte vertreten, sie selbst oft nicht leben. Wer die Jugend für Ideale begeistern will, der muss sie vorleben. All der Star-Rummel mit der angeblichen Hysterie der Fans, der von den Medien groß herausgestellt wird, spiegelt ja nicht die Wirklichkeit wider. Die Unterhaltungsindustrie versucht nur, die Vorbildfunktion, die die Jugend durchaus zur Identitätsfindung braucht, zu instrumentalisieren – im Film, in der Musikszene. Da werden Stars als Vorbilder vermarktet, die es überhaupt nicht sind. Sobald ein Jugendkult kommerzialisiert wird, ist er auch schon tot. Die Sehnsucht der jungen Leute nach Vorbildern wird rücksichtslos ausgebeutet. Denn es wird nicht die zur Schau ge-

stellte Inszenierung von Vorbildern gebraucht. Es geht um Echtheit. Es kommt darauf an, dass die Erwachsenen im Kern das auch sind, was sie verbal vertreten. Es kommt weiter darauf an, dass die Jugend Menschen erlebt, die mit ihren Wertvorstellungen identisch handeln. Sie muss erfahren, dass in der Gemeinschaft, in der sie aufwächst, Verantwortung für die anderen auch tatsächlich übernommen wird.“

Deutschland – Heimat für Ausländer

Ausländer an unseren Schulen, in Universitäten, im Beruf oder in der Arbeitslosigkeit – wie kann Deutschland für sie Heimat werden? Professor Lukesch sieht hier eine der schwierigsten, aber auch lohnenden Aufgaben von Gegenwart und Zukunft: „Es kommt für den sozialen Frieden bei uns, die wir ja ein Einwanderungsland sind, entscheidend darauf an, dass sich junge Ausländer bei uns aufgenommen fühlen. Sie werden mit Sicherheit bei uns nicht heimisch, wenn man ihnen ihre mitgebrachte Identität abspricht. Man kann ihnen ihre Prägung durch ihr Herkunftsland, durch ihre Familie, ihre Religion, ihre Sitten und Gebräuche nicht wegnehmen. Was man jedoch tun kann und auch muss, ist, ihnen ein zusätzliches Angebot zu machen: Sie sollen eine weitere positive Identität erwerben können. Wir dürfen diese Menschen auf keinen Fall sich selbst überlassen oder den Kräften, die sie für ihre radikalen Interessen vereinnahmen wollen. Versucht man die Eingliederung mit Zwang, dann erreicht man nur, dass sie sich abkapseln und die oft falsch oder einseitig verstandene Kultur ihrer Herkunft idealisieren. Von dem, was wir an Kultur, an Freiheit und Entfaltungsmöglichkeiten anbieten, muss eine so starke Sogwirkung ausgehen, dass diese Menschen aus eigenem Interesse eine ihnen gemäße Heimatbeziehung zu ihrer deutschen Lebenswirklichkeit aufbauen.“

Der deutschen Bringschuld im Sinne der Akzeptanz des anderen steht eine Holschuld derer gegenüber, die hier leben, hier ihre Existenz mit Arbeit und Familie begründen wollen. Die deutsche Sprache ausreichend zu erlernen, greift Lukesch als eine zentrale Anstrengung, der

sich vor allem junge Ausländer intensiv unterziehen müssten: „Wer Deutsch nicht kann, muss unter Seinesgleichen bleiben. So bilden sich weiter jene Parallelgesellschaften, die für alle so problematisch sind. Es fehlt die Voraussetzung, sich eine sichere berufliche Existenz aufzubauen. Wer die Sprache des Landes nicht kann, der wird schneller arbeitslos und nie über Hilfstätigkeiten hinauskommen. Er wird obendrein für die Heilsversprechen aggressiver Ideologen anfällig sein. Die Sprache des Landes zu beherrschen, ist die wichtigste Voraussetzung, dass einer dort, wo er lebt, heimisch werden kann.“

Ohne ein Mindestmaß an gemeinsamen Grundwerten ist eine multikulturelle Gesellschaft nicht überlebensfähig. „Unser Grundgesetz fußt auf den Grundrechten der Menschen“, argumentiert Lukesch. „Das ist der Grundkonsens, auf den sich jeder einlassen muss, der bei uns leben will. Toleranz ist dabei unabdingbar. Mein Recht, mich im Einklang mit meinen kulturellen Vorstellungen zu entfalten, hört beim Persönlichkeitsrecht des anderen auf. Das gilt auch für Eltern gegenüber ihren erwachsenen Kindern. Wer die Gleichberechtigung der Frauen nicht will, muss sich nicht wundern, dass diese Haltung hier in Europa nicht akzeptiert wird. Eine multikulturelle Gesellschaft ist nur möglich, wenn jeder den anderen in seinem Anderssein anerkennt und sich alle auf eine gemeinsame Wertebasis für die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen einigen. Wenn eine Gruppe, auch wenn sie die stärkere ist, darauf pocht, dass ihre Kultur für alle verbindlich sein müsse, kann so ein Modell nicht funktionieren. Wenn man allerdings unter deutscher Leitkultur nur die Anerkennung des Grundgesetzes mit seinen Grundwerten versteht, dann muss diese auch von denen zur Richtschnur ihres Handelns gemacht werden, die nach Deutschland eingewandert sind.“

Dynamik der Kulturentwicklung

Was wir in der deutschen Restaurantszene längst haben, nämlich eine Bereicherung des kulinarischen Angebots durch die Küche anderer

Länder, könnte das nicht auch für die Kultur gelten? In der unmittelbaren Begegnung profitieren alle von der kulturellen Ausprägung des anderen. Professor Lukesch verweist auf das Prozesshafte solcher Begegnungen: „Kultur ist etwas Dynamisches. Sie entwickelt sich ständig fort. In welche Richtung sie das tut, das hängt von vielen Einflussfaktoren ab. Diese Offenheit garantiert letztlich die Überlebensfähigkeit der Kulturen. Abgeschottete Monokulturen haben unter heutigen Bedingungen kaum eine Chance. Vieles an anderen Kulturen wird uns zwar immer fremd bleiben. Es kann aber anregen, über die eigene Kultur nachzudenken und sie weiterzuentwickeln. Wenn man aber genau hinsieht, dann entdeckt man eine erstaunliche Menge von Gemeinsamkeiten. Denn im Grunde sind die Menschen so verschieden nicht, wie manche sie gerne hätten.“

Wenn alles gut läuft, dann könnte die Welt der Zukunft Heimat für alle sein: eine universelle geistige Heimat, in der sich jeder aufgehoben und anerkannt fühlen kann – eine große Heimat für viele regionale Ausprägungen. Professor Lukesch sieht in der schon immer international und national agierenden Wissenschaft ein Zukunftsmodell für andere Lebensbereiche. Auch die großen kulturellen Leistungen der Menschheit wiesen laut Lukesch in diese Richtung. „Nehmen wir die Renaissance. Sie erlebte ihre Geburt zwar in Italien, ist aber europäisches Gemeingut geworden und hat eine enorme Strahlkraft für die ganze Welt entwickelt.“

Der Psychologe Helmut Lukesch ist Österreicher und weiß um sein kulturelles Anderssein in Deutschland. Wer könnte denn schon einen Österreicher verstehen, der nicht die tragikomisch-scurrile Literatur eines Fritz von Herzmanovsky-Orlando oder eines Thomas Bernhard verinnerlicht hat? Lukesch selbst kann sich mit einer Definition von Heimat identifizieren, die von dem Münchner Dichter Christian Morgenstern stammt: „Nicht da ist man daheim, wo man seinen Wohnsitz hat, sondern wo man verstanden wird.“